

Zur gegenwärtigen Predignot und ihrer Überwindung

Es soll von der Not gesprochen werden, die den Prediger angesichts der Notwendigkeit befällt, zu predigen¹⁾. Doch sollten wir uns dabei dessen bewußt sein, daß auf diese Weise die eigentliche Predignot noch gar nicht genannt wird. In dieser eigentlichen Predignot lebt nicht der Prediger, sondern der Hörer unserer Predigt. Denn wer hätte seine liebe Not mit unseren Predigten, wenn nicht er? Und diese Not ist wahrlich nicht gering. Schon Heinrich Heine meinte von der Hölle: „Daß die armen Seelen da drunten den ganzen Tag all' die schlechten Predigten lesen müssen, die hier oben gedruckt werden – das ist Verleumdung. So schlimm ist es nicht in der Hölle, so raffinierte Qualen wird Satan niemals ersinnen.“ In der Tat; man kann der Not des Predighörers oft nur mit Sarkasmus gerecht werden, und gäbe es für ihn solche Not nicht, wären auch die Prediger fein heraus, fein heraus nämlich aus ihrer Predignot. Mag es auch manchmal viel Mühe und Not, viel Schmerz und Schweiß sein, die der Prediger mit seinem Manuskript auf die Kanzel schleppt (und manchmal kommt er kaum die Treppe hinauf): wenn seine Predigt „ankommt“, trägt er leichte Blätter wieder herab. Oder sagen wir es dogmatisch: Spürt der Prediger, daß der Heilige Geist die Wörter, die seine Lippen formten, in die Herzen der Hörer trug, so wird er Gott mit Freudigkeit für seine, des Predigers, menschliche Mühe und Not danken, weil Gott diese Not heiligte und erhöhte, indem er sich ihrer für sein lebendiges göttliches Wort bediente. Seine Predignot würde zum Christusleiden und damit zur höchsten Seligkeit.

Aber nun *haben* doch die Hörer ihre große Not mit unseren Predigten, die Nicht-Hörer und Nicht-mehr-Hörer erst recht, und eben damit gibt es auch die Predignot des Predigers, der darum weiß. Das eine wird nur mit dem anderen überwunden werden können, und das bedeutet: Von der Überwindung der Predignot sprechen heißt, vom unverfügbaren Wirken des Heiligen Geistes sprechen – womit wir, wie es scheint, am Anfang unserer Überlegungen schon am Ende unserer Weisheit angelangt wären. Wir sollten das zugeben und nicht Rezepte ausschreiben, die kein Apotheker ausliefern kann; wir sollten nicht Wege in der Dunkelheit oder, was dasselbe ist, in dem Licht Gottes suchen, da niemand hinkommen kann.

Aber wir wollen bedenken, daß der Heilige Geist ein ewiger Geist ist und darum unsere Predignot nicht ein für allemal, sondern nur immer wieder neu überwinden will und kann. Und wir dürfen uns dessen erinnern, daß er sich irdener Gefäße als der Stätte seines Wirkens bedient – oder sie verschmäh't. Diese irdenen Ge-

fäße aber sind sichtbar und manipulierbar, die Tempel und Werkzeuge des göttlichen und des dämonischen Geistes, und verfügen wir auch weniger über sie, als es unserem optimistischen Blick manchmal scheinen mag, so halten sie doch dem forschenden Auge stand. Auf sie richten wir unsern Blick. Das mag angesichts der realen Predignot wenig sein, ist aber alles, was wir tun können.

I.

Woher kommt die Notlage unserer Predigt? Warum hat sie so wenig Hörer und noch weniger zufriedene Hörer? Offenbar *auch* deshalb, weil der Glaube nicht jedermanns Ding, weil das Trachten des Menschen böse von Jugend auf ist; weil der Geist weht, wo es ihm gefällt, der Teufel die Herzen der Ungläubigen verfinstert und Gott verstockt, wen er will; weil man also wohl die Botschaft hört, aber zum Glauben nicht findet. Das ist schon immer die Not der Predigt gewesen, auch im sogenannten christlichen Mittelalter. Damals konnte man wohl mit unangefochtener Überzeugung die Formeln des Glaubens auf sagen, an Jungfrauengeburt und Wunderwelt nahm man keinen Anstoß. Aber das fast mehr angeborne als anerzogene Bewußtsein der christlich-antiken Weltanschauung war noch kein Glaube, und wer heute an der Osterpredigt scheitert, scheiterte damals eben an der Bergpredigt. Gewiß, die Situation hat sich heute verschärft. Die Welt benötigt Gott nicht einmal mehr für ihre Weltanschauung. Als prima causa und als Kinderschreck, als ausgleichende Gerechtigkeit wie als letzte Hilfe wurde er überflüssig und fragwürdig. Dem entspricht es, wenn Philosophie und Theologie nicht mehr in der Lage sind, Gottes Handeln als eine objektiv anschauliche Wirklichkeit aus den Berichten des Neuen Testaments oder der kosmischen Weltordnung oder der allgemeinen Vernunft darzustellen. Das Aufkommen des neuzeitlichen Geschichtsbewußtseins und die naturwissenschaftliche Revolution haben unser Weltbild geändert. Wir leben in einer Zeit des Umbruchs und wissen noch nicht, was sein wird. Die im Mittelalter kaum empfundene Gefahr, daß der Glaube zum sacrificium intellectus und die Predigt damit unglaubwürdig wird, macht allen, den Predigern und den Predighörern, zu schaffen. Die Aufgabe der religionslosen Interpretation des Evangeliums – die von unserer Zeit dringend geforderte Aufgabe – wurde noch längst nicht bewältigt, und es steht offen, ob sie überhaupt zu bewältigen sein wird. Jedenfalls: vieles stellt sich anders dar als in früheren Jahrhunderten.

Aber die Not mit der Predigt blieb im Grunde doch dieselbe: Das Wort, die Botschaft, Gott selbst also hält sich außerhalb des Lebens, außerhalb der einzelnen, persönlichen, engagierten Wirklichkeit des Menschen. Nicht als ob der *Glaube* keinen Anlaß hätte zu bekennen, daß das Wort tut, wozu es gesandt wurde. Aber solcher Glaube ist nicht denkbar ohne die Verwunderung darüber, daß Gott so wenig mit der Predigt im Sinn hat, zumal wir uns doch viel Mühe machen, alles mit ihr zu erreichen.

Aber die Hörer haben wenig Glauben und also viel Not mit der Predigt. Und die Prediger? Wieviel an ihrer Predignot mag in Wahrheit Glaubensnot sein, der mit

¹⁾ Die folgenden Gedanken wurden einem kirchlichen Ausschuß vorgebracht, der den Auftrag hatte, ein Wort zur gegenwärtigen Predignot und ihrer Überwindung auszuarbeiten.

keinen Methoden und guten Ratschlägen beizukommen ist? Eine gehörige Portion Anfechtung schadet niemandem. Im Gegenteil. Die Anfechtung lehrt aufs Wort merken. Sie hilft so der Predigt wie dem Prediger. Aber der Prediger kann sich keinen Unglauben leisten, will er nicht in die fatale Situation geraten, als Ungläubiger den Glauben predigen zu müssen: denn an seiner Predigt hängt auch seine äußere Existenz und die Existenz seiner Frau und seiner Kinder. Sein Glaube hängt sehr irdisch mit seinem täglichen Brot und der Verantwortung für seine Familie zusammen. Er hat ja nichts gelernt als predigen. Darum darf er sich nicht jeder Anfechtung aussetzen. Er darf sich nicht dahin drängen lassen, wo die Gefahr besteht, daß er den Grund unter den Füßen verliert.

Viele Predigtnot ist nichts anderes als verdrängte, uneingestandene oder auch bewußte Glaubensnot, die zu beheben keiner von uns die Macht hat. Aber sollte es nicht möglich sein, sie ans Licht zu bringen? Hat nicht der Prediger dasselbe Recht zum Unglauben wie der Predigthörer? Müßte er nicht anstandslos sein Predigtamt aufgeben können, um einer untragbaren Predigtnot zu entgehen? Wir wissen um den vielfachen Wechsel von Bekehrung und Abfall vieler Predigthörer. Wieso wird der Prediger diesem Wechsel entnommen, sobald er beamteter Pastor geworden ist? Der Prediger weiß genau, was geschieht, wenn er silberne Löffel stiehlt oder wenn er Irrlehren verbreitet; Disziplinar- und Lehrzuchtverfahren sind wohl geregelt, seine Rechte festgehalten und er bekommt zu wissen, wenn er nicht mehr predigen darf. Aber wer sagt ihm, was er tun soll, wenn er mit gutem Gewissen nicht mehr predigen kann, weil er das Wort in den Wörtern nicht mehr findet, weil Gott selbst ihm entwindet oder weil er ihn in wirklich oder vermeintlich unethischen Entscheidungen nicht mehr festhalten kann? Welche Rechte bleiben ihm nun? Ist er sich nicht von vornherein darüber klar, daß alles passieren darf, nur dies nicht? Gewiß liegt ein unbequemer Druck auch in der Tatsache, daß zu festen Stunden die Gemeinde auf den Prediger wartet. Das bringt von Fall zu Fall manche Not für ihn mit sich, der oft nur predigt, weil er muß, obschon er doch eigentlich jetzt nicht kann, und sei es nur, weil er mit der Predigtvorbereitung nicht fertig geworden ist. Aber dieser Druck, den zu Zeiten jeder Prediger hart empfindet, hat doch auch das Heilsame, daß der Prediger es nicht in das Ermessen des Heiligen Geistes stellen kann, ob er überhaupt und wann er predigen will. Wie oft würde dann der Heilige Geist zum Deckmantel unserer Stimmungen, Bequemlichkeiten und Dummheiten! Unerträglich aber wird dieser Druck, wenn er das Predigen überhaupt und grundsätzlich betrifft, weil es sich um den Druck des bewußten oder unbewußten Unglaubens handelt.

Mir begegnete in zwanzig Jahren kirchlichen Engagements kein heilsames Wort, kein helfender Erlaß in dieser Predigtnot. Natürlich gibt es Hirtenworte, seelsorgerlichen Zuspruch, Warnung vor dieser, Mahnung zu jener Theologie, also sozusagen eine erbauliche Predigt für den Prediger und die ehrliche Gesprächsbereitschaft des pastor pastorum. Aber gerade der Bischof, die Kirchenleitung, die Pfarrkonferenz wissen doch um die Ohnmacht auch unserer besten und richtigsten Worte. Hier scheint mir mehr und anderes nötig zu sein.

Wo der Weg in das Pfarramt gewiesen wird, müßte auch ein guter Weg aus ihm gezeigt und geöffnet werden. Der Prediger muß das Recht zum Scheitern, auch zum totalen inneren Scheitern, so mit auf den Weg bekommen wie der Predigthörer. Er muß sich allen Fragen und Problemen der glaubenden Existenz stellen können, ohne befürchten zu müssen, damit möglicherweise auch seine und seiner Familie bürgerliche Existenz mit auf das Spiel zu setzen. Wenn die Bereitschaft, Theologie zu studieren, heute sehr viel größer ist als der Mut, Pfarrer zu werden, so liegt das nicht zuletzt daran, daß der junge Mensch sich zum Zwang des Glaubens (Zwang zu glauben) verurteilt weiß, wenn er das beamtete Predigtamt anstrebt, obschon er vielleicht gerade um des Zweifels willen studieren möchte. Niemand müßte mehr als der Prediger seine Berufsentscheidung revidieren können — und kaum einer kann es so wenig wie er, der hochspezialisierte Akademiker. Gewiß läßt sich die äußere beamtenähnliche Struktur des Predigtamtes in unseren Volkskirchen nicht grundsätzlich ändern. Sie könnte nur mit der Volkskirche selbst fallen, und das will das Volk noch weniger als die Kirche, die um den anachronistischen Charakter unserer Situation im Grunde sehr gut weiß. Aber die Kirchen müßten den Mut haben, den beamtenrechtlichen Rahmen so zu ergänzen, daß sich für den Prediger dieselbe Freiheit zum Unglauben öffnet wie für den Predigthörer.

Manche Predigtnot würde so überwunden, und zwar gewiß nicht nur deshalb, weil aus Not weniger, sondern auch, weil mit weniger Not mehr gepredigt würde.

II.

Nun hat im allgemeinen die Gemeinde nicht viel Not mit der Glaubensnot ihres Predigers. Im Gegenteil! In der Anfechtung entstandene Predigten pflegen ein offeneres Herz zu finden als die Reden der sicheren Bescheidwiser. Um so mehr Not machen ihr jene Prediger, die keine sind, weil das Predigen nicht zu ihren Charismen gehört. Sie haben möglicherweise das Wort Gottes richtig verstanden, nicht nur intellektuell, sondern auch existentiell, aber sie können es nicht weitersagen. Ich denke dabei einfach daran, daß Predigen es auch mit den Wörtern unserer Sprache zu tun hat, mit der Logik des Denkens, mit dem gefälligen Aufbau einer Rede, also mit Rhetorik im weitesten Sinne. Ein guter Redner ist noch kein Prediger, auch wenn er sich dafür hält, aber ein Prediger sollte ein leidlich guter Redner sein. Jeder weiß zwar, wie nahe hier Form und Sache zusammenhängen. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über, und es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor. Aber der wenigen Kunst bedarf es doch. Wir sollten uns hier nichts vormachen. Noch die allsonntäglichen Predigthörer pflegen ihr Urteil vor allem danach abzugeben, ob die Predigt fesselte, ob man ihr zuhören konnte. Und sie haben mit solchem Urteil nicht unrecht. Wenn die Suppe angebrannt ist, schmeckt niemand die guten Zutaten, und daß der Heilige Geist es den Seinen im Kirchenschlaf gibt, mag möglich sein — was wäre Gott nicht möglich —, rechtfertigt aber nicht den Prediger, der Langweile oder gar Ärger um sich verbreitet. Man mische sich einmal unerkannt unter die Beerdigungsgäste, wenn sie die Ansprache des Gesangsvereinsvorsitzenden mit der des Pfarrers vergleichen. Der letztere kommt dabei nicht immer gut weg, auch wenn niemand zweifelt, er habe Wichtiges zu sagen gehabt.

Warum muß eigentlich jeder, der mit Erfolg Theologie studiert hat, auch predigen können? Schön wär's ja, aber es ist zu schön, um wahr zu sein. Dann bekommt eine Gemeinde solchen Prediger. Vielleicht rühmt sie seinen Fleiß, seine Willigkeit, seine Freundlichkeit, aber zu seinen Predigten kommt sie nur aus Mitleid. Das spricht sich herum. Der Prediger bleibt bei dieser Gemeinde. Sie hat Jahrzehnt um Jahrzehnt ihre böse Predigtnot, und der Prediger merkt es oft nicht einmal. Er hat ja studiert. Die *venia legendi* hängt eingerahmt an der Wand des Studierzimmers. Er arbeitet fleißig, und was er sagt, ist das lautere Wort Gottes. Auch die Amtsbrüder haben Mitleid mit ihm. Sie fassen ihn mit Samthandschuhen an, wenn er einmal auf der Pfarrkonferenz eine Predigt vorträgt — aus brüderlicher Liebe oder auch aus Vorsicht; denn sie erhoffen sich ähnliche Rücksichtnahme.

Aber die um das Wort versammelte Gemeinde wird zerstört, zumal wenn sie nur einen Pfarrer hat. Muß das sein? Warum darf eigentlich ein Prediger nicht auch einmal die gute Predigt eines anderen vorlesen? Oder: warum darf er es nicht offen und mit gutem Gewissen tun — denn es geschieht in dieser oder jener Form doch nicht ganz selten heimlich. Wann wird endlich die Struktur unserer Gemeinden so gestaltet, daß die mancherlei Gaben und mancherlei Kräfte auch des Pfarrers in ihrer *Differenzierung* berücksichtigt werden? Unsere Pfarrer sind alle Apostel, sind alle Propheten, sind alle Lehrer, sind alle Wundertäter, sind alle Zungenredner. Sie sind vor allem und unter allen Umständen Prediger, auch wenn sie gar nicht predigen können. Es hat sich in der evangelischen Kirche das merkwürdige Dogma verbreitet, predigen sei die beste Gabe, obschon doch Paulus meint, dies sei die Liebe — also doch auch die Liebe zu Predigthörern und Predigern, sie von *dieser* Predigtnot zu befreien, die weithin in der unzulänglichen Struktur unseres Gemeindeaufbaus liegt: daß predigen muß, wer nicht predigen kann. Wir könnten unsere Gemeinden und unsere Prediger von mancher Predigtnot befreien, wenn wir in dieser Hinsicht nüchterner, undogmatischer, untraditioneller denken würden. Im allgemeinen pflegen wir doch auch im Rundfunk und im Fernsehen die Prediger nicht durch das Los, sondern nach ihrem Charisma zur Predigt auszuwählen — was unterschiedliche Urteile und gelegentliche Mißgriffe nicht ausschließt. Wir tun gut daran, täten aber besser, diese unter den Bedingungen der Welt gemachten Erfahrungen auch im Raum der Kirche fruchtbar zu machen.

III.

Die Predigt steht zwischen Text und Hörer. Auf beide kann die Predigt nicht verzichten. Beide haben für die Predigt das gleiche Gewicht. Eine Predigt, die den *Text* nicht predigt, wird zur schönen Rede. Eine Predigt, die den Text nicht *predigt*, wird zur Abhandlung. Die traditionelle Predigttheorie stellt deshalb vor die Predigt Exegese und Meditation: Besinnung auf den Text und Besinnung auf den Hörer, wenn ich diese Unterscheidung recht verstehe. Man kann berechtigte Zweifel haben, ob es sinnvoll ist, bei der Predigtvorbereitung Exegese und Meditation in zwei zeitlich ganz getrennten Schritten zu vollziehen, aber die Differenzierung und Zuordnung der Rückschau auf den Text und der Vorschau auf den Hörer bleibt methodisch zweifellos geboten.

Sprechen wir zunächst vom Hörer. Er hat viel Not mit vielen Predigten, weil er sich selbst in der Predigt nicht begegnet. Manches mag in der Predigt vorkommen, auch Bedeutendes, er aber kommt nicht vor. Er wird über vieles oder wenigens informiert, auch über Gott, mal gut und mal schlecht, aber keine dieser Informationen betrifft ihn. *Seine* Sache wird nicht getrieben, auch wenn der Prediger nicht versäumt hat, darauf hinzuweisen, daß es um ihn, den Hörer ginge — und das versäumt er selten. Es geht um Gott, den Herrn Jesus, den Heiligen Geist, um Glaube, Hoffnung, Liebe, um Leben und Tod, um Zeit und Ewigkeit, um Welt und Mensch — und dennoch nicht um den Hörer. Die höchsten Worte, die umfassendsten Begriffe, die geheiligsten Traditionen garantieren nicht, daß der Hörer sich selbst begegnet. Und wenn das nicht der Fall ist, ging es nur scheinbar um Gott und den Herrn Jesus, um den Heiligen Geist, um Welt und Mensch.

Daß der Hörer sich nicht begegnet, kann an seiner Verstocktheit liegen. Es kann aber auch Schuld des Predigers sein, der seinen Hörer nicht kennt, mit seiner Predigt also den Hörer nicht an dessen Ort aufsucht, ihn nicht mit hineinnimmt in die Predigt. Viel Predigtnot, die freilich vom Prediger selbst nicht immer empfunden wird, beruht darauf, daß der Prediger zwar seinen Text, nicht aber seine Hörer kennt. Er müßte sie also besser kennenlernen. Dazu genügt es nicht, in den Text hineinzuschauen; denn *seine* Hörer kommen im Text nicht vor. Der Text wurde ja an andere Menschen gerichtet als an die gegenwärtigen. Es mangelt freilich noch immer an genügender Einsicht in diesen Tatbestand. Noch heute entnehmen viele Prediger dem Text allgemeine, zeitlose Lehrwahrheiten orthodoxer, pietistischer oder auch vernünftiger Art, die angesichts der Unwandelbarkeit der menschlichen Natur zu allen Zeiten prinzipiell gleich einsichtig beziehungsweise gleich uneinsichtig sein müssen. Dann liegt das Problem der Predigt nur in der verständlichen Formulierung solcher meist sehr frommer Satz Wahrheiten.

Aber der biblische Text will als Botschaft, als proklamiertes Kerygma verstanden werden. Er setzt nicht einen unveränderten geschichtlichen Ort, sondern die unwandelbare Geschichtlichkeit des Menschen voraus und will, indem er zum Glauben ruft, das Selbstverständnis dieses geschichtlich existierenden Menschen wandeln. Dazu muß dieser Mensch an seinem jeweiligen geschichtlichen Ort aufgesucht werden, man darf ihm aber nicht zumuten, diesen Ort um zweitausend Jahre zurückzulegen.

Nicht von ungefähr gehört heute die Sozialwissenschaft zu jenen Bereichen, in denen der angehende Prediger sich notwendigerweise umzusehen hat; ein Sozialpraktikum in einem typischen Milieu dürfte für ihn unentbehrlich sein. Aber die Soziologen und Psychologen vermögen ihm wohl eine allgemeine Einsicht in verbreitete Strukturen gegenwärtigen menschlichen Verhaltens und Denkens zu vermitteln; sie leiten ihn auch methodisch an, sich solche Einsichten jeweils in der Beschäftigung mit konkreten Menschen zu verschaffen. Aber sie können ihm kein hinreichendes Bild *seines* Hörers mit auf den Weg geben. Ihm selbst bleibt die Aufgabe, die Menschen, denen er predigt, kennenzulernen. Er muß auf sie hören, mit ihnen sprechen, sie in ihrer Lebenswirklichkeit aufsuchen und verstehen; denn er will *ihnen* seine Botschaft ausrichten. Jede Predigt hat also im weitesten Sinne „politisch“ zu sein.

Man sollte nicht nur spotten über jene aufklärerischen Pfarrer, die über den Nutzen des Stalldüngers und die Merkmale des Scheintodes predigten. Hatten sie auch ihren Text weitgehend vergessen, so doch immerhin nicht ihre Hörer. Den Text zu behalten und die Hörer zu vergessen, ist nicht weniger schlimm.

Viel Predigtnot erwächst deshalb einfach daraus, daß der Prediger keine Hausbesuche mehr macht, die alltägliche Wirklichkeit seiner Gemeindeglieder nicht kennt, an ihren Gesprächen nicht teilhat, mit ihren Arbeitsplätzen nicht vertraut ist, von ihren sozialen Nöten bestenfalls über die Gemeindeglieder erfährt, ihre Lektüre nicht selbst liest, ihre Wünsche und ihre Verwünschungen nicht kennt, darum auch kaum weiß, was sie eigentlich denken, in welchem geistigen und geistlichen Horizont sich ihr Leben bewegt, welche Sünden sie tun und welche nicht. So predigt er oft den Text von dessen oder von seinen geschichtlichen Voraussetzungen aus und erreicht deshalb den Hörer von vornherein nicht. (Wenn sich zur Zeit des Kirchenkampfes relativ leicht predigen ließ, so doch nicht zuletzt deshalb, weil die Situation des Hörers, seine Bedrohung durch einen falschen Glauben und ein gottloses Handeln, auf der Hand lag und nicht erst mühsam aufgesucht werden mußte.)

In diesem Zusammenhang bekommt auch das Problem der sogenannten modernen Theologie eine gewisse Relevanz. Der Begriff „moderne Theologie“ ist natürlich problematisch; jede Theologie war in ihrer Weise modern. Ich möchte unter moderner Theologie jene theologischen Richtungen verstehen, die sich dem weltanschaulichen Bewußtsein des neuzeitlichen Menschen anpassen. Diese moderne Theologie gibt es seit mehr als 200 Jahren. Sie stellt im Prinzip eine einheitliche Bewegung dar. Sie geht davon aus, daß der Mensch unserer Zeit das Gesetz von Ursache und Wirkung für alle Bereiche seines Lebens voraussetzt, daß die Welt abgeschlossen ist gegen den objektiv konstatierbaren, aber unberechenbaren Eingriff jenseitiger Mächte. In dem wissenschaftlichen Weltbild unserer Zeit fehlt ein Platz für Engel und Dämonen, für Himmel und Hölle, für Jungfrauengeburt und Totenaufstehung, für Wunder und Mirakel, für ein jenseits der räumlichen Welt objektiv fixierbares göttliches Wesen.

Dies Weltbild mag richtig, es mag falsch sein. Unbestreitbar haben wir es hier mit dem vorherrschenden Weltbild unserer Zeit zu tun, und wenn nicht alles trügt, ist es weiterhin im Vormarsch begriffen. Die Vertreter der modernen Theologie — ob Reimarus oder Schleiermacher, Baur oder Strauß, Ritschl oder Bultmann — bemühten sich darum, die biblische Wahrheit an Menschen auszurichten, die in diesem Weltbild lebten. Ob sie dabei ihren Text immer richtig bedacht und seine Wahrheit festgehalten haben, sei hier dahingestellt. Sie taten jedenfalls recht daran, an ihre Hörer zu denken.

Freilich: *den* modernen Menschen, *das* moderne Weltbild gibt es nicht. Viele Menschen emanzipieren sich faktisch oder auch ausdrücklich von dem wissenschaftlichen Weltbild unserer Tage. Die einen von ihnen bleiben einem antiquierten Weltbild verbunden, wenn auch nur in bestimmten Lebensbereichen, und sei es einzig deshalb, weil sie das herrschende Weltbild allein um den Preis ihres Glaubens akzeptieren könnten. Die ande-

ren halten das moderne Weltbild bereits für antiquiert und ignorieren es zugunsten einer kommenden wissenschaftlicheren Weltanschauung. Darum hat es von Hauptpastor Goeze an bis zu Professor Pannenberg auch immer eine „unmoderne“ Theologie gegeben, die bestimmte Phänomene zur Grundlage oder zum Gegenstand des Glaubens beziehungsweise ihres theologischen Denkens machte, die man im Rahmen des herrschenden Weltbildes nur um den Preis eines *sacrificium intellectus* akzeptieren kann: ein leeres Grab, eine von der Weltgeschichte abhebbare Heilsgeschichte, eine metaphysische Gottessohnschaft oder ähnliches. Auch diese Theologien können sich darauf berufen, weltbildliche Voraussetzungen ihrer Hörer zu teilen.

Nun ist es ganz gleichgültig, ob der Prediger der einen oder anderen Richtung folgt oder eine Entscheidung unterläßt — ein Entweder/Oder dünkt mich freilich für ihn selbst unerlässlich zu sein —: seine Hörerschaft wird sich fast immer bunt zusammensetzen. Er darf auf keinen Fall die Botschaft, die zu sagen ihm aufgetragen ist, derart mit seinem weltbildlichen Denken verbinden, daß sein Hörer diese Botschaft nur mit einem bestimmten Weltbild akzeptieren kann. Wer der Meinung ist, für Wunder sei unsere Welt nicht geschaffen und darum vermöchte er nicht einzusehen, warum er die Wunder Jesu für historisch halten soll, muß von derselben Predigt getroffen werden können wie jener Zeitgenosse, dessen Glaube mit dem Faktum des leeren Grabes und der Himmelfahrt Jesu steht und fällt.

Ein Pfarrer sagte kürzlich ganz entsetzt: das ist unmöglich. Mich dünkt, ohne den Grundsatz weitgehender weltbildhafter Neutralität unserer Verkündigung sei eine verantwortliche Predigt vor den meisten Hörerkreisen heute gar nicht denkbar. Wer diese Aufgabe für unmöglich hält, hat sich an ihr offenbar noch nie versucht, betrachtet sie vielleicht gar für verfehlt, hat dann aber möglicherweise die Situation seiner Hörer noch nicht genügend bedacht und braucht sich infolgedessen über die Not, die diese mit seiner Predigt haben, nicht zu wundern.

Gewiß liegt in der christlichen Botschaft auch eine Neigung, Weltbilder umzugestalten. Das säkularisierte Weltbild der Neuzeit entstammt ja nicht zufällig dem christlichen Abendland. Aber die Intention der Predigt richtet sich nicht darauf, das Weltbild des Hörers, sondern ihn in seinem Weltbild zu ändern.

Darum bedeutet es in gleicher Weise eine Not, wenn die einen in ihrer Predigt auf die sogenannten objektiven Heilstatsachen pochen, diese zum Maßstab des rechten Glaubens machen und die Gemeindeglieder unter solchem Panier zu sogenannten Bekenntnisversammlungen mobilisieren, und wenn die anderen die wissenschaftliche Methode existenzialer Interpretation oder bestimmte Erkenntnisse der historischen Bibelwissenschaft zum Gegenstand ihrer Predigt machen und der Gemeinde einzureden versuchen, daß und warum die Annahme übernatürlicher Heilstatsachen für den Christen von heute verfehlt sei. Die Prediger, die in diesem oder in jenem Unterfangen begriffen sind, werden ihren Weg oft geradezu als einen Ausweg aus der Predigtnot ansehen, obschon sie genau damit oft nur aufs tiefste in diese Not verstrickt sind. Würden sie ihre Hörer, und zwar den potentiellen Hörerkreis im Auge haben — nicht die eingeschworene Sekte ihrer Anhänger —, könn-

ten sie darüber nicht im unklaren bleiben. Aber genau darin besteht ja ihre Not, daß sie den wirklichen Hörer nicht zu sehen vermögen.

Das möchte freilich daran liegen, daß sie auch den Text nicht wirklich erfassen; denn der Text, recht verstanden, würde sie anleiten, den jeweils konkreten Menschen konkret zu predigen. Sie würden ja feststellen, daß wir zu unserer Zeit und an unseren Orten nicht Adressat der einzelnen biblischen Schriften sind. Kein Buch des Neuen Testaments ist an uns gerichtet. Jedes Evangelium, jeder Brief hat seine genannten oder ungenannten, in jedem Fall aber ganz bestimmten und in keinem Fall mit uns identischen Empfänger. Jedes Buch erschließt sich dem Verständnis allein im Blick auf die konkrete, einmalige, Absender und Adressat damals verbindende Konstellation. Wer seinen Text von dieser Erkenntnis aus versteht, wird zu dem Eingeständnis gezwungen, daß das biblische Wort konkret gesagt werden will und — als Gottes Wort — auch nur konkret gesagt werden kann. Der recht verstandene Text zwingt also den Prediger, der sein Handwerk sachgerecht betreibt, dazu, den Hörer, dem er seine Botschaft auszurichten hat, nicht weniger wichtig zu nehmen und zu bedenken als diese Botschaft selbst. Wenn er dies unterläßt, so wohl nicht zuletzt deshalb, weil er seinen Text noch nicht genügend verstanden hat.

IV.

Damit sind wir bei der nächsten Predigtnot, nämlich bei der Not, die der *Text* dem Prediger macht. Dabei geht es jetzt nicht um jene Not, die für den Prediger möglicherweise aus der *Sache* des Textes selbst erwächst, also um seine schon genannte Glaubensnot. Es geht vielmehr um die Not, welche die Aufgabe bereitet, die Sache des Textes zu *ergründen*. Dies nun ist eine Not, die im Studierzimmer des Pfarrers selbst durchgestanden werden will und mit der seine Gemeinde meist nur indirekt, wenn auch oft recht erheblich, Bekanntschaft macht. Es handelt sich um eine Not, die dem Theologen seine Wissenschaft bereitet, die Theologie. Denn welche andere Aufgabe hätte die Theologie als eben jene, die Sache des Textes zu ergründen, das heißt den alten Text gegenwärtig verständlich zu machen. Christliche Theologie versteht sich als eine durch und durch hermeneutische Wissenschaft. Sie treibt das Geschäft der Übersetzung. Sie ist eine Fähre, die vom Ufer der antiken Welt abstößt, um das biblische Wort über einen zweitausend Jahre breiten Strom wechselnder Geschichte auf den diesseitigen Strand zu bringen, an dem wir wohnen und erwarten, daß die Schiffe am Hafen nicht Antiquitäten, sondern Konsumware anliefern. Wir alle sind auf den Fleiß der Fährleute und ihre überaus schwierige Arbeit angewiesen. Sie sollen uns ja dasjenige unvermindert zuführen, was am anderen Ufer seinen großen Wert besaß, und dürfen es doch nicht konservieren. Sie müssen ihre kostbare Fracht dem lebendigen Strom der Geschichte ausliefern, über den sie setzen, sonst „kommen“ sie bei uns nicht „an“, und dürfen sie doch nicht an ihn preisgeben. Da das Denken und Leben der Menschen, denen sie ihre wertvolle Ware überbringen, sich noch immerfort wandelt, findet ihre Mühe zudem nie ein Ende.

Die Theologie ist also, wie jede Wissenschaft, geschichtlich; denn sie interpretiert einen Text durch und für sich geschichtlich verhaltende Menschen. Ihr Gegenstand

bleibt zwar derselbe, aber ihre Ergebnisse haben sich zu wandeln, wie sich die Umstände des Menschen wandeln. Ihre Methoden müssen immer besser entwickelt, ihre Sache muß je und je präziser formuliert werden. Genauer: sie muß die jeweils besten Methoden, die jeweils präzisesten Formulierungen finden. Sie hat stets modern zu sein.

Darum ist eine Vielfalt von Theologien der Sache der Theologie durchaus angemessen: sie entspricht der Mannigfaltigkeit menschlicher Lebensformen und weltanschaulicher Gebundenheiten. Wird eine theologische Richtung zur Mode, begegne man diesem Faktum nicht nur mißtrauisch; modische Theologie ist nicht unbedingt, aber möglicherweise moderne, das heißt sachgemäße Theologie. Auseinandersetzung gehört notwendigerweise zur Theologie hinzu; denn wie in allen Wissenschaften wird auch in der Theologie der notwendige Fortschritt nicht ohne das ständige Gespräch divergierender Meinungen erzielt. Eine absolute Theologie kann es nicht geben, solange die Geschichtlichkeit der Menschen und ihrer Welt bestehenbleibt. Jede theologische Aussage muß im Wissen um ihre Begrenztheit und Bedingtheit geschehen. Zeiten starken Wandels bedingen eine stark sich wandelnde Theologie. Weltweiter Umbruch des Denkens erzwingt auch einen Bruch in den theologischen Aussagen. Breite Änderung der Bewußtseinslage hat auch breite Auswirkungen auf die der Theologie verpflichtete Predigtarbeit.

Wir leben heute in einer Zeit raschen Wandels. Kann man damit rechnen, daß eine Theologie von vorgestern, die der Prediger gestern gelernt hat, heute in der Lage ist, der Wirklichkeit von morgen gerecht zu werden? Solche Rechnung dürfte in den wenigsten Fällen aufgehen. Mit anderen Worten: Der Prediger muß theologisch auf dem laufenden bleiben, will er nicht sich und seinem Hörer in steigendem Maße Not mit seiner Predigt machen. Wenn beispielsweise Pfarrer, die bei Karl Barth gelernt haben und nach den Erschütterungen des Ersten Weltkrieges und unter den Erfahrungen des Kirchenkampfes relativ leicht predigen konnten und dankbare Hörer fanden, heute über Predigtnot klagen, so braucht man sich über eine solche Klage nicht zu verwundern, falls sie die einstigen theologischen Erkenntnisse ohne jeden Wandel in die Gegenwart mitgebracht haben. Das Befremden der Frau Professor darüber, daß ihr Mann heute so wenig Hörer hat, obschon er doch dieselben Manuskripte wie vor dreißig Jahren vorträgt, gehört in den Witz, der damit aber auf die wirklich befremdliche Tatsache hinweist, daß für nicht wenige der wissenschaftliche Fortschritt mit dem Staatsexamen endet. Sowenig der Mediziner das Fortschreiten ärztlicher Kunst und der Jurist den Wandel der Rechtsprechung ignorieren darf, sowenig der Prediger den Weitergang der theologischen Wissenschaft. Gerade weil er heute so aktuell wie gestern predigen will, muß er die legitimen theologischen Erkenntnisse von gestern heute in verwandelter Form festhalten. Das fällt vielen Predigern aus den verschiedensten Gründen schwer und führt sie, wenn sie diese Schwierigkeiten nicht überwinden, mit zwingender Notwendigkeit zu eingestandener oder uneingestandener Predigtnot.

Manche Prediger sehen diese Problematik und bejammern den theologischen „Dauerparkplatz“, auf dem sie aus Zeitmangel festgehalten werden. Ihre tägliche Arbeit

früht sie auf, so daß zum Weiterstudium die Spannkraft fehlt. Und wer einmal den Anschluß verloren hat, findet ihn nur schwer wieder.

Andere fürchten sich davor, eine mühsam und möglicherweise unter vielen inneren Kämpfen erworbene theologische Position aufs Spiel zu setzen. Sie legen Scheuklappen an und bemühen sich, jene Probleme ihrem Bewußtsein fernzuhalten, die eine Überprüfung der eigenen Theologie nötig machten.

Nicht wenige ermangeln gar von Grund auf einer Einsicht in die genannte Problematik der Theologie als Wissenschaft. Sie verwechseln die theologische Denkarbeit und den theologischen Ausdruck mit dem Gegenstand der Theologie, ihre theologische Position mit einer Glaubensentscheidung. Jede Infragestellung ihres theologischen Urteils halten sie für einen Angriff auf ihren Glauben.

Wer konnte nicht auch jene Prediger, die zwar ein dogmatisches System gelernt beziehungsweise durch alle Anfechtungen der wissenschaftlichen Theologie hindurch wieder zu den Prinzipien ihrer ursprünglichen Glaubenserfahrung zurückgefunden haben, aber nie begreifen konnten, was theologisches Denken eigentlich meint, warum es geschieht und wie es sich vollzieht. Sie täuschen sich, wenn sie meinen, wer nichts mit der Theologie im Sinn habe, sei in dem Evangelium um so gegründeter, und darauf komme es für den Prediger an. Mag ihre Predigtnot subjektiv gering sein, ihre Hörer begegnen ihr desto stärker.

Aus dem allen ergibt sich: Fundierte theologische Weiterarbeit des Predigers stellt eine zwingende Forderung angesichts der gegenwärtigen Predigtnot dar, und zwar eine Forderung, deren Erfüllung nicht der Initiative der einzelnen Pfarrer allein überlassen werden kann. Unsere Pastorkollegs, die sogenannten Pfarrerreparaturwerkstätten, müßten zu Studienkollegs ausgebaut und eng mit den Universitäten verbunden werden; ihre Kurse müßten mindestens ein halbes Jahr umfassen und eine umfassende Weiterarbeit auch auf den speziellen Interessengebieten der Teilnehmer ermöglichen.

Eine Voraussetzung dafür ist freilich, daß in stärkerem Maße die Einsicht in die Notwendigkeit fortwährender theologischer Arbeit für den im Predigtamt stehenden Pfarrer geweckt beziehungsweise wachgehalten wird. Die Zeit des Vikariats hat dafür entscheidende Bedeutung. Sie müßte ihm im praktischen Vollzug die fundamentale Bedeutung der Theologie für den Predigtamt ein für allemal ins Bewußtsein pflanzen, ist aber leider noch heute weithin jene Zeit, in der ein angehender Prediger der Universitätstheologie mehr oder weniger den Abschied gibt, weil er besser ohne sie als mit ihr meint predigen zu können.

Darin offenbart sich allerdings ein Mangel unserer theologischen Ausbildung überhaupt, womit wir auf eine spezifische und grundlegende Ausprägung jener Not geführt werden, die dem Prediger sein Text macht: Seine in gründlichem Studium erworbene Theologie hilft ihm nicht, dem Text eine ihn und den Hörer befriedigende Predigt abzugewinnen.

V.

Diese Not hat es nicht immer in dem Maße gegeben, in dem sie den Prediger von heute befällt. Gegenwärtig hat der Prediger nicht selten Mühe, einem Text in einer Woche eine Zwanzig-Minuten-Predigt abzurufen. Vor

dreihundert Jahren scheint es seinem Vorgänger auf gleicher Kanzel wenig Mühe gemacht zu haben, sonntags zwei Stunden am Vormittag und noch eine am Nachmittag und außerdem an mehreren Wochentagen über seine Texte zu predigen. Welche andere Situation war damals gegeben?

In jenen Zeiten war das historische Bewußtsein recht schwach entwickelt. Man besaß keine lebendige Beziehung zur Vergangenheit, insonderheit nicht zur Vergangenheit der griechisch-römischen Antike. Das Neue Testament, ein Dokument jener vergangenen Zeit, wurde nicht als eine Sammlung von Schriften angesehen, die im ersten Jahrhundert an die damals lebenden Empfänger gerichtet waren, sondern galt als für die jeweilige Gegenwart geschrieben. In jeder biblischen Geschichte ereignete sich die Ganzheit des Heilsgeschehens: Fall und Erlösung aller Menschen einschließlich des jeweiligen Lesers und Hörers. Im Sündenfallbericht begegnet Christus, in der Kreuzigungsszene Adam und in jeder Erzählung der gegenwärtige Mensch. Zweifellos spricht sich in dieser „anachronistischen“ Anschauung eine berechnete und notwendige, dem heutigen Menschen leider weithin verlorengegangene und nur durch Reflexion wiederzugewinnende Ansicht aus, nämlich die Erkenntnis, daß dem Anspruch der Heiligen Schrift — wie überhaupt dem Anspruch geschichtlicher Überlieferung — nicht Genüge getan wird, wo man sie lediglich als ein Dokument der Vergangenheit in den objektivierenden Blick bekommt. Indessen: Das Neue Testament ist ohne Frage zunächst eine Urkunde der Vergangenheit, die wie fast alle Lebensäußerungen fremder Kulturen und Zeiten nicht ohne weiteres verständlich blieb. Wenn der „Abstand der Zeiten“ mangels historischen Denkens nicht mit einer historischen Methode überwunden wird — und dazu waren das Mittelalter und die beginnende Neuzeit im allgemeinen nicht imstande — so bedarf es eines anderen Zugangs zum biblischen Wort. Diesen Zugang eröffnete die dogmatische Methode. Die Bibel blieb lebendig verwendbar, weil ihr faktisch die Lehrtradition, etwa ein dogmatisches System wie bei Thomas von Aquin und in der altprotestantischen Dogmatik oder ein dogmatisches Prinzip wie die Rechtfertigungslehre bei Luther und die praxis pietatis bei den Pietisten oder die dogmatischen Sätze der Vernunftwahrheit und natürlichen Religion bei den Rationalisten, übergeordnet wurde. Die Schrift wurde nach der analogia fidei, also nach dem Maßstab des jeweils herrschenden Glaubensverständnisses, ausgelegt. Dabei war man mit Recht oder Unrecht überzeugt, daß die jeweilige Dogmatik aus dem biblischen Wort selbst gewonnen worden war oder daß sie doch, sofern die rechte Lehre durch die kirchliche Tradition übermittelt beziehungsweise durch die natürliche Vernunft gewonnen wurde, mit dem wesentlichen Inhalt der Heiligen Schrift übereinstimmte. In reichem Maße bestimmte dabei zwangsläufig die Allegorese die in ihrer Geschichtsgebundenheit unverständlich gewordenen Texte, und zwar des Neuen Testaments wie der antiken Texte überhaupt. Diese dogmatische Methode der Auslegung war also im wesentlichen ungeschichtlich, war aber eben damit den Denkvorbedingungen ihrer Zeit angemessen.

Der Prediger hatte es in jener Zeit leicht. Was im Text stand, sagte ihm nicht zuerst und vor allem seine Exegese, sondern sein Katechismus, und den kannte er auswendig. So unergiebig aufs Ganze gesehen jene Jahr-

hunderte für die Exegese waren – nur im Protest gegen bestimmte *Lehrgebäude* griffen Reformation und Pietismus auf den Bibeltext zurück, um daraus ihr eigenes Lehrsystem zu entwickeln –, so leicht ging es den Theologen von der Hand, Dogmatiken und Katechismen zu schreiben, eine Arbeit, die uns heute nahezu unmöglich wurde. Diese Dogmatiken und Katechismen des jeweiligen Bekenntnisses, meist mit aus ihrem geschichtlichen Zusammenhang genommenen Bibelstellen wohl bestückt, führten den Prediger vom Text zur Predigt. Dabei besaß nur sehr selten ein Prediger jene Freiheit zur dogmatischen Kritik, die Luther gegenüber bestimmten biblischen Schriften anwandte – erst die Deisten fanden von ihren ganz anderen dogmatischen Voraussetzungen her wieder zu solcher Kritik – und die ein selbständiges exegetisches Urteilen voraussetzte. Nicht nur die einzelnen neutestamentlichen Schriften, auch Altes und Neues Testament wurden undifferenziert als Ausdruck des gleichen orthodoxen, pietistischen oder rationalistischen Lehrbegriffs angesehen.

Diese dogmatische Methode der Theologie, die auch die Predigtarbeit bestimmte, änderte sich mit dem Aufkommen der historischen Bibelwissenschaft. Der Humanismus bahnte mit seiner Hinwendung zur Antike eine grundlegende Wende des Geschichtsbewußtseins an. Das Interesse an der Vergangenheit wurde geweckt, und indem die Humanisten ihre Gegenwart aus dem antiken Menschenbild heraus zu gestalten trachteten, trat der Abstand der Zeiten in das Bewußtsein. Der protestantischen Orthodoxie gelang es, freilich für mehr als zwei Jahrhunderte, die Ausgegrenztheit der Bibel aus den normalen historischen Bedingungen durch ihre schroffe Inspirationslehre zu sichern, und der Pietismus dachte nicht daran, das traditionelle Schriftverständnis prinzipiell in Frage zu stellen. Es bedurfte erst einer weltanschaulichen Richtung, die innerhalb des Protestantismus auf die absolute Autorität der Bibel verzichten konnte, um das starre Inspirationschema abzuschaffen und den vollen Einbruch des historischen Denkens in die Bibelwissenschaft zu ermöglichen. Diese Richtung war der englische Deismus, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach Deutschland gelangte und, obschon selbst noch ganz der dogmatischen Methode verbunden, die Bibel so sehr vermenschlichte, daß sich die historische Wissenschaft ihrer annehmen konnte.

Über den Kampf und den Siegeszug der historischen Bibelforschung brauche ich nichts zu sagen. Genug, daß die historische Methode heute faktisch die dogmatische abgelöst hat und ihr Vordringen auch im römisch-katholischen Bereich unaufhaltsam zu sein scheint. Ob diese Entwicklung der Sache des Neuen Testaments angemessen war oder nicht, mag hier ganz dahingestellt bleiben. Die theologische Wissenschaft ist heute historische Wissenschaft, oder sie ist gar keine Wissenschaft. Wir lassen, wie schon gesagt, auch die Bedeutung der historischen Methode für die Glaubenskrise unserer Tage außer Betracht; es bedarf ja keiner Frage, daß der kritische Aspekt der historischen Exegese diese Krise beeinflußt hat und noch beeinflußt. Uns interessiert das Verhältnis der herrschenden historischen Methode zur Predigt beziehungsweise zur Predigtnot.

Nur kurz verweisen wir darauf, daß man von der historischen Exegese eigentlich erwarten müßte, sie würde dem Prediger auf die Sprünge helfen. Sie macht, konsequent betrieben, jede Möglichkeit zunichte, den christ-

lichen Glauben als Zustimmung zu irgendwelchen objektiven Sachverhalten und also anders zu verstehen denn als eine das ganze Leben umfassende, also „existentielle“ Antwort auf ein unausweisbares Kerygma. Sie beobachtet die Gemäßheit der biblischen Worte, Begriffe und Vorstellungen für die vergangene Zeit und weist damit den Prediger auf die Aufgabe hin, das Wort in den Worten von heute wiederzugeben. Sie entdeckt – das sagten wir schon – den konkreten Adressaten der biblischen Schriften und macht dadurch auf den konkreten Hörer *heute* aufmerksam. Sie erschließt das biblische Wort mit Hilfe einer profanen Methode und zwingt somit, die Ergebnisse der Exegese in profaner, allgemein und auch dem Unglauben verständlicher Weise zu formulieren. Sie erhält die Theologie im Konzert der Wissenschaften und damit in einem Kontakt mit der Welt, der für die Predigt heilsam und notwendig ist. Sie hat zweifellos dazu geführt, daß unsere Predigten, jedenfalls im äußeren Sinn, textgemäßer sind als je zuvor.

So einsichtig dies alles sein dürfte: Ein gut Teil unserer Predigtnot beruht auf genau dieser historischen Methode. Sie überfordert anscheinend trotz oder auch mit ihren vielen positiven Möglichkeiten nicht wenige Prediger. Sie drückt dem Prediger ein methodisches Rüstzeug und bestimmte hermeneutische Regeln in die Hand, mit denen er nun selbst den Text verstehen muß, und zwar in jenem echten Sinn verstehen muß, in dem die Distanz zwischen dem Damals des Textes und dem stets wechselnden Heute überwunden wird. Kein Katechismus nimmt ihm mehr diese Arbeit ab. Sie setzt ein umfangreiches historisches Wissen nicht nur des Neuen Testaments und seiner Welt, sondern auch der Kirchen- und Geistesgeschichte voraus, durch die allein der Exeget ein rechtes Verhältnis zu seinem und seiner Methode historischen Ort gewinnt. Das Verständnis des Textes wird ihm gerade nicht mitgegeben wie zur Zeit der dogmatischen Methode mit ihren Satz Wahrheiten. Natürlich besitzt der Prediger ein Vorverständnis, aber dies Vorverständnis darf ihm nicht mehr als die Fragestellung vermitteln, mit der er sich dem Text nähert, und wird in der Exegese gerade aufs Spiel gesetzt. Jede gelungene historische Exegese stellt also eine echte, abgeschlossene und unwiederholbare wissenschaftliche Leistung dar. Offenbar befähigt unsere theologische Ausbildung nur unvollkommen zu solcher Leistung.

Es muß deshalb gefragt werden, wie weit mit der historischen Methode einfach die Leistungskraft vieler Studenten und Prediger überfordert wird. Verhält es sich so, wäre sowohl im Studiengang wie in der Berufspraxis eine stärkere Differenzierung erforderlich, zumal der Intelligenzquotient der Studenten überhaupt und besonders bei den Theologen spürbar sinkt – unter anderem eine Folge der steigenden Abiturientenzahlen. Predigtnot des Predigers beruht anscheinend zu einem Teil oft einfach auf Intelligenz- beziehungsweise Ausbildungsmangel, wobei nicht so sehr das erforderliche Sachwissen als vielmehr die methodischen Anforderungen der historischen Theologie die Leistungskraft mancher oder gar vieler Prediger überfordern.

Freilich wird diese Schwierigkeit durch die innere Struktur unserer theologischen Fakultäten verstärkt. Diese Fakultäten waren zur Zeit der dogmatischen Methode einheitlich ausgestaltet, zumal derselbe Gelehrte prinzipiell über alle Fächer zu lesen pflegte. So war die me-

thodische Einheit gewährleistet. Exegese und Dogmatik fielen nicht auseinander; der Dogmatiker benutzte die Exegese als seine Hilfsdisziplin, der Prediger die Dogmatik als seine Richtschnur. Im 19. Jahrhundert ver selbständigten sich die historischen Fächer: Exegese des Alten und Neuen Testaments, Kirchengeschichte, Dogmengeschichte; das im Grunde gleichfalls historisch betriebene Fach der Praktischen Theologie trat hinzu. Zwischen diesen historischen Disziplinen gibt es heute keine gewichtigen, den Studenten verwirrenden Methodenstreitigkeiten. Die in der Exegese gewonnenen methodischen Einsichten kann er unmittelbar in der Kirchengeschichte verwerten – und umgekehrt.

Anders steht es mit der Dogmatik. Sie ist gleichsam übriggeblieben von dem Gesamtkomplex der Theologie in „vor-historischer“ Zeit. Sie wurde zu einer Einzeldisziplin degradiert und fragt nun nach ihrer Funktion im Rahmen der historischen Disziplinen. Die Umbenennung in „Systematik“ zeigt das Problem eines inneren Strukturwandels der Dogmatik deutlich an, ohne es doch zu lösen; denn auf Systematik kann kein historisches Fach bei sich selbst verzichten. Wie verhält sich die „Biblische Theologie“ zur „Dogmatik“ oder zur „Systematischen Theologie“? Welche Aufgabe kommt einer dogmatisch-systematischen Besinnung auf dem Weg vom Text zur Predigt zu? Welche Beziehung besteht zwischen Dogmatik und Meditation? Was ist überhaupt Dogmatik im Verhältnis zur historischen Theologie und zur historischen Methodik? Ist die Dogmengeschichte ein systematisches oder ein kirchengeschichtliches Fach? Sehe ich falsch, wenn ich sage, hier handele es sich um offene Fragen? Examensthemen, die in diese Richtung liefen, wurden von einer Fakultät einmütig abgelehnt: Sie überforderten Prüflinge – und Prüfer.

Konsequenzen der historischen Methode

Offenbar muß doch der Exeget, der die historische Methode als den für unsere Zeit sachgemäßen Weg der Erkenntnis des biblischen Wortes wählt, sie ganz und kompromißlos in Dienst nehmen in der Erwartung, daß die konsequente Anwendung der historischen Methode heute den bestmöglichen und zureichenden Weg darstellt, den Sinn des biblischen Textes zu erfassen. Er kann, will er seine Methode nicht verraten, die historische Arbeit nicht für Vorarbeit halten, sondern für die theologische Arbeit selbst. Die Funktion der alten Dogmatik muß also von der Exegese selbst wahrgenommen werden; mit anderen Worten: die Dogmatik muß heute als hermeneutisch fundierte und systematisch durchgearbeitete biblische Theologie getrieben werden, damit die Trennung der Disziplinen wieder überwunden wird. Bultmanns theologisches Lebenswerk hat diese Forderung bekanntlich beispielhaft verwirklicht. Kann aber die Dogmatik diesen umfassenden Anspruch der historischen Theologie anerkennen? Das heißt faktisch: Kann sie sich selbst ganz als historische Disziplin verstehen? und was wäre dann ihr Gegenstand?²⁾

Diese Fragen bringen, gerade weil sie verschiedene Antworten finden, unsere Studenten in nicht geringe Schwierigkeiten. Sie führen zu einer eklatanten methodischen Unsicherheit, und diese führt oft geradezu zur Methodenlosigkeit bei den angehenden Theologen, die ein Grund mehr für die Schwierigkeiten ist, die dem Prediger die historische Methode ohnedies bereitet.

Wäre es nicht an der Zeit, die hier angesprochene Frage gründlich zu diskutieren und die innere Gliederung der theologischen Fakultäten konsequent von der herrschenden historischen Methode her zu gestalten, damit nicht auf der exegetisch-historischen, der systematisch-dogmatischen und dann notwendigerweise ja auch auf der praktischen Ebene der Text in ganz verschiedener Art traktiert wird?

Müßte nicht die Einheit der Gesamtheologie im Interesse des Predigers, dem die theologische Ausbildung doch in den meisten Fällen dient, wieder stärker ans Licht treten? Heute werden dem Studenten in den exegetischen Fächern die methodischen Regeln der historischen Textforschung beigebracht und – meist – auch bestimmte hermeneutische Prinzipien vermittelt, ohne daß doch im allgemeinen die exegetische Arbeit bis in den Bereich der Predigt vorangetrieben wird. Im Fach Dogmatik empfängt der Student, je nachdem, wo er studiert, subtile dogmengeschichtliche Analysen oder Prolegomena zur Dogmatik oder eine geschichtliche Einführung in die Dogmatik oder eine Religionsphilosophie, überall natürlich ein großes und methodisch sehr differenziertes Angebot an Ethik, ganz selten noch so etwas wie eine „Dogmatik“ im alten Sinne oder wenigstens eine theologische Enzyklopädie. Nur in sehr wenigen Fällen aber wächst die Arbeit der „systematischen“ Disziplin in einer dem Studenten unmittelbar einsichtigen Weise aus Methode und Ergebnissen der historischen Bibelwissenschaften heraus. Die Dogmatik benutzt die biblischen Texte noch weithin unhistorisch. Exegese und Dogmatik laufen zu einem guten Teil nebeneinander her und oft methodisch gegeneinander. Die Dogmatik beginnt ihre Arbeit im wesentlichen ab ovo wie in der Zeit vor dem Aufkommen der exegetischen Wissenschaft. Die relativ wenig gehörte Praktische Theologie schließlich hat genug damit zu tun, die historischen Probleme und technischen Voraussetzungen der Predigt zu vermitteln. Der Student, der bei ihr zu finden hofft, wie das Viele, das er lernte, zwangsläufig zu der einen Predigt führt, wird in den meisten Fällen enttäuscht. Nicht von ungefähr sind Arbeitsgemeinschaften zwischen den einzelnen Disziplinen selten und noch seltener erfolgreich.

Die Folge dieser Situation besteht nicht selten darin, daß der Prediger in der Praxis das technische Rüstzeug der historischen Exegese weitgehend beiseite läßt. Die Forderung nach einer sauberen Hermeneutik wird zum Schreckgespenst und oft genug mit der absurden Reaktion prinzipiell zurückgewiesen, man wolle sich von jeder philosophischen Beeinflussung freihalten. Die Prediger sind wie Flugzeugführer, die mit dem komplizierten technischen Apparat ihrer Maschinen nicht fertig werden und darum lieber als Taxichauffeur ihr Geld verdienen.

Läßt sich die historische Methode wirklich so schwer beherrschen, wie es den Anschein hat? Dann müßte sie ihren Platz mit anderen Methoden zur Ausbildung des Predigers teilen, um diesen nicht zwangsläufig in die Not zu treiben, die aus der Kluft zwischen Ausbildung und Können erwächst. Oder mangelt es an der richtigen Ausbildung in dieser Methode? Dann wird es Zeit, sie zu verbessern, und das muß zumindest auch geschehen. Der gegenwärtige Zustand kann niemand befriedigen.

²⁾ Anmerkung der Redaktion: vergleiche hierzu den Aufsatz „Hermeneutische Theologie“ von Gerhard Ebeling, *KidZ.*, 1965, H. 11, S. 484–491.

VI.

Fünf Ursachen der Predigtnot habe ich genannt, die sehr verkürzt zu bezeichnen wären als die Glaubensnot, die fehlende rhetorische Begabung, der mangelnde Kontakt zum Hörer, die versäumte theologische Weiterbildung, die Schwierigkeiten mit der Methode der historischen Theologie beziehungsweise mit dem Methodenwarr. Selbstverständlich verschränken sich diese Nöte mannigfaltig. Einfache Rezepte, sie zu überwinden, gibt es nicht. Man kann nur Hinweise auf mögliche Wege, der Predigtnot zu steuern, geben. Das ist geschehen.

Es sei mir aber erlaubt, zum Schluß zu sagen, daß zu diesen Wegen nicht die Empfehlung einer bestimmten Theologie oder die Warnung vor einer besonderen theologischen Richtung oder Schule gehört. Die Theologie befindet sich, wie wir sagten, in ständigem Wandel begriffen. Das entspricht ihrem Charakter als Wissenschaft. Eine absolute Theologie gibt es höchstens bei den Engeln. Gewiß ist es erlaubt und notwendig, in der theologischen Diskussion die eine Theologie für gut, die andere für schlecht, also für sachgemäß oder für unangemessen zu halten. Aber eine gute Theologie garantiert noch keine gute Predigt, und Leute mit schlechter Theologie predigen manchmal erfreulich gut. So führt auch

eine Theologie, die dem einen in seiner Predigtnot hilft, den anderen gerade hinein. Zeiten theologischen Umbruchs sind notwendigerweise Zeiten besonderer Predigtnot. Hier muß jeder seinen eigenen Weg gehen, seinen Lehrer finden, seine Methode wählen. Der Prediger darf nicht nach seiner Theologie, sondern nur nach seiner Predigt beurteilt werden. Je umfassender der Prediger sich im theologischen Angebot umsieht, um so besser. Die Wahl muß er selbst treffen. Man sei hier auch mit brüderlichem Rat zurückhaltend. Leicht wird sonst der eine in falscher Weise selbst bestätigt, der andere am unrechten Ort geärgert, der dritte in Ratlosigkeit geführt. *Jede* neue Theologie *will* doch zu besserer Predigt führen und führt auch immer manche und oft viele dazu. Einem Fundamentalisten werde ich theologisch hart widersprechen, aber warum sollte ich ihn nicht einer Gemeinde empfehlen, wenn er das Evangelium – wirklich das Evangelium, nicht seine Weltanschauung – predigt. Die Frage nach der Behebung der Predigtnot sollte möglichst weitgehend vom Streit der theologischen Richtungen getrennt bleiben. Die Predigtnot muß unter der *Voraussetzung* unserer theologischen Situation angegangen werden, nicht aber sollte man von der Veränderung der letzteren die Behebung der ersteren erwarten; denn jeder theologische Wandel bringt mit neuer Predigthilfe auch neue Predigtnot.